

Attila
Bartis

Das

Roman

Ende

Suhrkamp



Einrichtung geplündert hatten. Genauer gesagt, sagte er es nicht in dem Moment, sondern Jahre später, nur eben im Zusammenhang mit dieser Plünderung. Und er sagte es zwar im Zusammenhang damit, aber sein Gedanke galt dem Menschen als solchem. Ihn selbst ausgenommen.

Er hatte das Haus von einem armenischen Teppichhändler gekauft, der eine seiner Geliebten dort wohnen ließ. Ich weiß nicht, wie die Frau hieß. Nennen wir sie Terézia. Und als sich Terézia von ihm entfremdete, errichtete der Armenier aus den zerkratzten Kissen, der zerrissenen Unterwäsche und den zertanzten Schuhen einen Scheiterhaufen auf dem Hof. Als das Feuer heruntergebrannt war, musste Terézia mit demselben Koffer abreisen, mit dem sie in die Stadt gekommen war, damit du mit dem Hühnerfüttern dort weitermachen kannst, wo du aufgehört hast, wenn dir das hier nicht gut genug war, du Bauernmagd.

Als er das Petroleum über den Scheiterhaufen aus Liebesutensilien goss, hoffte er immer noch, dass die Frau auf die Knie fallen und um Verzeihung flehen würde, aber er irrte sich. Terézia hielt das Hühnerfüttern mittlerweile für viel mehr wert als das Warten in Seidenstrümpfen und warf ihm die Streichhölzer ins Gesicht, hier hast du's, zünde es an, du Bergjude.

Es war hauptsächlich dieser Bergjude, woraufhin Jerecián tatsächlich das Feuer entzündete, aber so heftig, dass die Hälfte des Nussbaums mit verbrannte. Von wegen Bergjude. Sie hat sich die Haare in Sekt gewaschen, hat sich die tollsten Cremes auf ihre hühnerdreieckigen Hände geschmiert, lebte wie eine Primadonna und wagte es, ihn als Bergjuden zu bezeichnen, erzählte er meinem Großvater wutentbrannt. Keinem Juden der Welt hätte er dieses Haus aus rein affektiven Gründen so unter Wert abkaufen können. Denn ich verkaufe es aus Leidenschaft. Von wegen Bergjude, die verdammte kleine Schlampe. Und er verkaufte es tatsächlich unter Wert, jedenfalls für so viel, wie mein Großvater zu zahlen in der Lage war, und als Zugabe ließ er sogar die Einrichtung drin stehen.

So kaufte also Meingroßvaterandrászabád dem Armenier diesen anrühigen Vogelkäfig ab, dessen Schiffsdielen sogar noch Parfümgeruch entströmte, als meine Großmutter bei der Geburt meines Vaters starb. Und dann beschloss mein Großvater, wenn er es, obwohl selbst ein Arzt, nicht geschafft hatte, seine Frau am Leben zu halten, würde er nicht wieder heiraten, sondern den Sohn, meinen Vater, mit seiner Hüftdysplasie alleine großziehen. Später starb er an der russischen Front, denn das war das Geringste, was er verdient hatte.

Das mag der Grund dafür gewesen sein, dass er die Arbeit der ihm nachfolgenden Kreisärzte beträchtlich erschwerte, indem er die Bauern der Umgebung, während er sie untersuchte, über den Eid des Hippokrates belehrte. Tief einatmen, Onkel Ádi, und jetzt sprechen Sie mir schön nach: Der Arzt dient dem Leben, nicht den Armen oder den

Reichen. Also nehmen Sie jeden Abend schön diese Pulver ein, und die dreißig Eier tragen Sie schön in die Kammer zurück, bis ich nach Hause komme, hätte ich sie sowieso zerbrochen. Dann setzte er sich in seinen Einspänner und fuhr nach Hause, um die Erziehung meines Vaters von der Amme zu übernehmen. So gab es welche, die ihn für einen Heiligen, und andere, die ihn schlicht für einen Narren hielten, dabei war er weder das eine noch das andere.

Zu der Frage, ob Meingroßvaterandrászabad ein Heiliger war oder nicht, nur so viel, dass er zwar die Speckseiten in die Kammer zurücktragen ließ und ihn nie einer betrunken sah, aber nach seinem Tode kamen auf dem hinteren Dachboden zweihundertneunzig leere Flaschen Pálinka zum Vorschein. Auf jedem Etikett stand ein Datum und der Titel eines Buchs, 2. Juni 1936, *Vater Goriot*; 9.-11. November 1938, *Die Kartause von Parma*; 3.-13. Februar 1940, *Die Brüder Karamasow*.

Außer diesen Etiketten hatte er kaum Aufzeichnungen hinterlassen. Und abgesehen von einer Stereo-Fotografie meiner Großmutter gab es im Haus auch keine Familienporträts. Die Holzkiste mit den beiden mit Vergrößerungsglas versehenen Gucklöchern stand auf seinem Tisch, neben der Arzttasche. Als wäre es ein medizinisches Instrument. Ein Gerät zur Bewusstseinsveränderung, das mit Hilfe des durch die beiden Glaspositive und den Blick meiner Großmutter gefilterten Lichts über die Nervenbahnen hinter den Augen ins Gehirn gelangt, Schuldgefühle in beinahe besessenes Pflichtbewusstsein umwandelte.

Meingroßvaterandrászabad war also weder ein Heiliger noch meschugge, er war nur unglücklich. Und, wie die Unglücklichen im Allgemeinen, erinnerte er sich selbst jeden Tag daran. Er schaute jeden Tag in dieses Fernglas, mit dem er direkt bis zum Unglück sehen konnte. Denn unser Unglück und unser aus der Ferne betrachtetes Glück sind ein und dasselbe.

Ich könnte es auch so sagen, meinen Großvater unterschied ausschließlich das Pflichtbewusstsein von einem Depressiven. Er war wirklich kein Heiliger, er war sich nur im Klaren darüber, dass Unglücklichsein einen von nichts entbindet. Abgesehen davon, dass er täglich in die Augen meiner Großmutter sah und mit Pálinka einschlieft, um sich nicht an seine Träume zu erinnern, tat er tagsüber alles für seine körperliche, geistige und seelische Gesundheit, soweit das nötig war, um seine Pflichten zu erfüllen. Zum Beispiel ging er mit demselben Pflichtbewusstsein, mit dem er die Stundenmagd nach der Arbeit unberührt nach Hause gehen ließ, einmal im Monat mit einem Strauß Blumen in der Hand ins Bordell in der Szemere-Gasse. Er machte kein Geheimnis daraus, zu Hause gab er Bescheid, wo man ihn suchen sollte, sollte es einen Notfall geben. Und bei den Freudenmädchen bedankte er sich für die Hilfe, die im Leben eines Menschen manchmal nicht weniger wichtig ist als jene Hilfe, die er in der Lage war, anderen zu leisten.

Bei alledem häufte er Fehler auf Fehler und Irrtum auf Irrtum. Zum Beispiel, als er dachte, Mutterlosigkeit sei besser als jede Stiefmutter oder dass man mit Büchern der Einsamkeit entkommen könnte. Er war der Überzeugung, dass ein hinkender Mann sein ganzes Leben lang einsam sein würde, so dass mein Vater lesen, schreiben, rechnen konnte, bevor er in die Schule kam, so wie ich später auch las und schrieb, aber nicht rechnete. Ich hinkte allerdings auch nicht.

Er hatte zweifellos recht, dass man mit ein wenig Aufmerksamkeit den Rollstuhl vermeiden konnte, er irrte sich allerdings, dass ein Hauslehrer besser sei, als hinkend in die Grundschule zu gehen. Er hatte recht, dass nichts so sehr ein Freiheitsgefühl vermittelt wie die Betrachtung des Sternenhimmels, aber er irrte, als er dachte, dass sein zehnjähriger Sohn sich über nichts mehr freuen würde als über ein Teleskop. Er hatte recht, dass die Russen die Ungarn deportieren würden, aber er irrte, als er dachte, die Deutschen würden die Juden zurückbringen. Alles zusammengenommen hatte er zahlenmäßig in genauso viel Fällen recht, wie er sich irrte, so dass das Endergebnis, die Null, nicht im Geringsten auf einen Heiligen, sondern auf einen ganz normalen Sterblichen hinweist.

Wie gesagt, im Sommer vierundzwanzig bestellte Meingroßvaterandrászabad das neue Zeiss-Teleskop aus Pest, mit Ständer, Stundenkreis und einer Kiste voller Astronomiefachbücher, denn er rechnete aus, dass sein Sohn, je mehr er die Sterne betrachtete, sich umso weniger bewegen würde. Und je weniger er sich bewegte, umso weniger würde das verrutschte Gelenk den Hüftknochen abnutzen. Kann sein, dass er im Grunde auch damit recht hatte und mein Vater dank dieses Teleskops am Ende seines Lebens dem Rollstuhl entging. Oder dank seiner Krebserkrankung, das weiß ich nicht.

Und natürlich war es auch diesem Teleskop zu verdanken, dass er seinen Vater manchmal tagelang nicht sah – als hätte Terézia, die davongejagte Liebeshilferin, das Haus verflucht, dass darin zwei einsame Männer einander jahrelang aus dem Weg gehen sollten. Dass Unglücklichsein einen von nichts entbindet, damit hatte mein Großvater jedenfalls recht.

(Meineurgroßmutterandrászabad)

Als mein Großvater im Jahre achtzehn von der Front wiederkam, war meine Urgroßmutter schon verrückt geworden. Und starb auch daran.

Es ist recht wahrscheinlich, dass sie vor lauter Angst wahnsinnig geworden war. Vor allen Dingen fürchtete sie sich vor dem Hunger, was während eines Krieges nicht ganz grundlos war. Deswegen zahlte sie jedes Mal, wenn sie drankam, ein Vermögen für ein Stück Schenkel, Schulter oder Lende aus Pferdekadavern. Sie schnitt den Pferdeschenkel mit einer Rasierklinge in dünne Scheiben, fädelt diese auf ein Stück Bindfaden und hängt sie

in der Kammer zum Trocknen auf. Und auf dieselbe Weise überall in der Wohnung an den Gardinenstangen. Sie hatte irgendwo gelesen, dass man es so machen muss, das Trocknen. In der Wohnung in der Engulgasse hingen die Pferdefleischfetzen von der Decke wie in den Bauernhäusern das Fliegenpapier. Nur dass sie nicht im Geringsten gut gegen Fliegen waren.

Ihre andere Angst war die vor der Dunkelheit. Was ebenfalls eine begründete Angst ist, seit Urzeiten, und nicht nur während des Krieges. Deswegen besorgte sie neben den Pferdekadavern auch noch einige Petroleumlampen und einen Krug voller Petroleum. Sie traute der Elektrizität nicht.

Außerdem hatte sie Angst vor allem Möglichen, vom Hausierer bis hin zur Spanischen Grippe, aber eigentlich war der Kern all dieser Ängste schlicht und einfach die Angst vor dem Tode. Nur, während bei anderen das Gebet oder manisches Händewaschen oder Gedichteschreiben ein wenig Linderung verschaffen kann, half im Falle meiner Urgroßmutter weder das Pferdefleisch noch das Petroleum. Und sicherlich auch nicht, dass ihr Mann sie seit ihrer Hochzeitsnacht aus fünfhundert Kilometern Entfernung, von Klausenburg aus, aushielt und sie schon Großmutter war. Und sicher auch nicht, dass ihr Sohn erst Witwer wurde und ihr dann meinen Vater zur Aufbewahrung überließ, während er selbst in einem Feldlazarett Dienst tat.

So dass sie durch eine falsche Bewegung mit dem Fleischklopfer versehentlich den Glaskrug zerbrach und sich fünfzig Liter Petroleum über das Haus ergossen. Es fing zwar kein Feuer, denn darauf achtete sie sehr, aber es gelang ihr, so auszurutschen, dass der Schlag sie genau an der Schläfe traf.

Da beschloss das Dienstmädchen Melánia, dass es hier nichts mehr für sie zu tun gab, es hatte ihr vollkommen gereicht, dabei zuzusehen, wie der Verstand der gnädigen Frau in Stücke zerfiel. Sie wischte das Petroleum auf, warf die Pferdefetzen weg, scheuchte die Hunderte von stahlblauen, summenden Fliegen hinaus, damit keine Schande über das Haus kam, wenn die Nachbarn meine Urgroßmutter fanden, und dann nahm sie meinen Vater und brachte ihn in die Schusterwerkstatt ihres eigenen Vaters.

Mit einem Wort, am Ende des Krieges fand Meingroßvaterandrászabad seinen Sohn in einer Schusterwerkstatt in Angyalföld wieder. Abgesehen davon hatte er in Pest nichts mehr zu tun, also nahm er meinen Vater und fuhr mit ihm nach Mélyvár.

Bis sie dort ankamen, hatten die Nachbarn den Rest von Terézias Hockern, Spiegeln und Teppichen ausgeräumt, und aus den Ritzen der Dielen strömte kein Parfümduft mehr, sondern der Geruch ganz gewöhnlicher Mäusescheiße. Aber mein Großvater ließ sich nicht beirren, er führte seine Praxis genau dort weiter, wo er vor dem Frontdienst aufgehört hatte.

Räterepublik hin oder her, er nahm sich ein Dienstmädchen, ließ das Haus saubermachen, und dann fuhr er mit einem Einspanner seine ehemaligen Patienten ab, zumindest jene, die das Attentat auf Franz Ferdinand überlebt hatten.

Auf dem Nachhauseweg klopfte Frau Gajdos im Nachbarhof gerade einen Jerecián-Teppich. Mein Großvater hielt den Einspanner an und sah ihr zu. Als die Gajdosin seinen Blick bemerkte, drehte sie sich um, wurde bleich und schrie mit einem Hass, wie man ihn nur aus der Hölle der Scham heraus empfinden kann, meinen Großvater an: Starren Sie nicht, Herr Doktor! Sie haben's überlebt, Ihr Sohn hat's überlebt! Wo ist mein Sohn?! Starren Sie nicht! Woraufhin mein Großvater sich entschuldigte. Woraufhin Frau Gajdos in Tränen ausbrach und ins Haus rannte.

Als er am nächsten Morgen den Jerecián-Teppich zusammengerollt auf den Stufen der Veranda fand, beschloss er, nie wieder jemanden in so eine Lage zu bringen. Er wollte nicht einmal wissen, bei wem die Stereo-Fotografie gelandet war oder das Bett, in dem meine Großmutter an der Geburt starb.

Als sich Béla Kuns Flugzeug über die Vérmező in Budapest erhob und mit dem Gold der Grafen Richtung Sowjet-Russland davonflog, bekam Meingroßvaterandrászabad ohne eigenes Zutun beinahe alles wieder, was er einst im Haus zurückgelassen hatte. Mal fand er einen Vorhang auf der Bank unter dem Nussbaum, mal ein medizinisches Fachbuch, mal einen silbernen Kandelaber. Einmal ein Tischchen beim Himbeerstrauch. Einmal sechs Teetassen aus Meißen, mit Untertassen. Einmal eine Leselampe, zweimal Bettwäsche. Einmal die Mahagonibox mit den Vergrößerungsgläsern und dem Porträt meiner Großmutter. Darüber freute er sich.

In der Nacht hörte er manchmal, dass das Tor quietschte oder dass jemand im Garten zugange war. Dann drehte er sich Richtung Wand. Aber selbst wenn er nichts zurückbekommen hätte, wäre er vermutlich der Überzeugung gewesen, dass wir trotz all unseres Schmutzes nicht für ein Leben lang und ganz und gar niederträchtig sind.

(Meinvaterandrászabad)

Im Übrigen irrte sich mein Großvater zweifellos, als er dachte, seinen Sohn könne nichts glücklicher machen, als Nacht für Nacht mit einem Fernglas den unerreichbaren Himmel zu betrachten. Wenn ich es recht bedenke, reichte er einfach jene mit Gucklöchern versehene Mahagonibox weiter, in der er sein eigenes Unglück aufbewahrte. Mehr noch, wenn ich es noch weiter bedenke, betrachte auch ich seit drei Jahrzehnten durch den Sucher des Fotoapparats nur das, was ich niemals erreichen kann. Andererseits war es doch jenes